



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

L

Herloßsohn und sein „Morgenstern.“

Seit dem ersten October erscheint endlich das früher als „Deutscher Michel“ und dann als „Salamander“ angekündigte neue Blättchen Herloßsohn's, unter dem Namen: „Der Morgenstern“. Die „Elegante“ begrüßte ihn mit der ominösen Frage: „Stern oder Keule?“ Mit der Keule ist es bei den jetzigen Verhältnissen überhaupt Nichts; der wilde Mann Held, der in dieser Fachtart das Neueste leistete, hat bekanntlich, als letzter Römer — capituliren müssen. Held sprach wie ein Führer im Bauernkrieg; jede Zeile ein Manifest, jede Notiz wie das Bulletin eines Hauptmanns von zwanzigtausend Mann mit Dreschlegeln und Sensen. Das war in Deutschland un-erhört, auch der Erfolg war es; denn die kleine „Locomotive“ hatte mehr Abonnenten als die Augsburgische Allgemeine Zeitung. Nach Held's Abgang glaubten Andere, z. B. der deutsche Courier, ohne so viel verwogenen Mutter-wig, durch gleiches Format und durch die Masse politischer Nachrichten dasselbe Publicum sich zinspflichtig zu machen. In Herloßsohn's Absicht hatte dies nie gelegen; sein Element ist ein ganz anderes; statt Held's nackter Drebheit hat er einen gemüthlich phantastischen Humor, der das politische Treiben als eine, zwar nicht göttliche, aber höchst ergötzliche Komödie auffaßt. In der That vermag nur solch eine heitere Beleuchtung — oder eine tiefgehende praktische Tendenz — das in letzter Zeit Mode gewordene Allerlei-Feuilleton erquicklich zu machen. Die ersten drei Nummern des „Morgenstern“ befaßten sich zwar wenig mit eigentlicher Politik, enthalten aber eine Fülle interessanter, neckischer, drolliger, witziger Notizen aus dem öffentlichen und geheimen Leben; außerdem einige pikant und gemüthlich erzählte Novellen. Wir, prophezeihen dem „Morgenstern“ ein langes Leben; sein heller Strahl wird lang

über Kirchthürmen und Strohhütten blinken; vielleicht, daß er dann und wann wirklich, im andern Wortsinne, ein Morgenstern wird und „dicke Philisterschädel klopft.“ Der Leser dieses Blättchens wird wenigstens den Vortheil haben, daß er Herloffsohn ipsissimum vor sich sieht. Denn der „Komet“ ist ein altes gastliches Haus, wo man vor lauter gebetenen und ungebetenen Gästen, die sich novellistisch, lyrisch und correspondenzlich produciren, den Hausherrn selber nicht zu sehen bekommt. Höchstens im „Daguerreotyp“ oder „Telescop“, in einem Erkerfenster oder Seitenstübchen, drückt er Einem verstohlen die Hand oder raunt Einem ein Witzwort zu — oft über die tolle Wirtschaft in seinem eigenen Hause. Er hat sich also gewissermaßen vor seinen guten Freunden und Bekannten in eine Art von Gartenhäuschen geflüchtet, wo er sein eigener Herr ist. Dort gibt er öffentliche, hier Privat-
audienz. —

Man muß diesen liebenswürdigen Kauz persönlich kennen, um seinen rosenfarbenen Humor zu begreifen. Aber wer kennt ihn nicht? Er ist nicht nur der populairste Mann in Leipzig, sondern mit der Stadt gewissermaßen verwachsen; er ist eine ihrer Eigenthümlichkeiten, von der mit demselben Wohlgefallen gesprochen wird, wie vom Leipziger Rosenthal, von den Leipziger Lerchen und Linden. Er kennt auch die Stadt wie ein Chronikenschreiber. In der Haynstraße oben sitzt er oft noch in der Dämmerung des Sonntagsabends am Erkerfenster, in einer Hand die Zeitung, in der andern den doppeläufigen Operngucker, liest eine Zeile und blickt einmal hinaus auf die spazierende Welt; steht dann ein Freund neben ihm, den er anreden kann, so spricht er Memoiren, lustige, wehmüthige, närrische; bunt und wechselnd, wie das Licht, das auf die alterthümlichen Giebel der Nachbarhäuser fällt. Wer von gegenüber in seine Wohnung spähen wollte, würde dann sehen, wie Erzähler und Zuhörer manchmal plötzlich auseinander fahren und sich die Seiten halten oder die Augen reiben. Und wer kennt ihn nicht aus der Fremde? Wenn Herloffsohn jemals Leipzig verliesse: es wäre für Hunderte eine fühlbare Lücke in der Stadt. Alles, was den großen Kreuzweg zwischen Norden und Süden passiert, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Schriftsteller, Dilettanten, Alles klopft einmal beim „alten“ Herloffsohn an, der übrigens ganz und gar nicht alt ist. Sein Gedächtniß ist ein großes Stammbuch, in dem die merkwürdigsten Menschen, die in Literatur und Künsten seit achtzehn Jahren auf- und untergegangen sind, mit Anekdoten, charakteristischen Zügen und Abenteuern verzeichnet stehen. Manche behaupten, sie hätten ihn schon in Zorn gesehen; allein es ist schwer, daran zu glauben. Denn ob er auch im größ-

ten Kerger beginnt, so fällt ihm beim dritten Wort ein barocker Wisz oder ein drastisch-komisches Bild ein, das allen Unmuth im Nu hinwegschwemmt. Er hat deshalb das Unglück, daß weder seine Kritik, noch seine Polemik gefürchtet wird; seine Gutmüthigkeit hat ihm dagegen schon manchen schlechten Streich gespielt, Ob dies der ganze Mann ist? Schwerlich. Es scheint mir immer, — besonders, wenn ich an „Hahn und Henne“ oder „Mephistopheles“ von Herlossohn denke — als hätte er ursprünglich zu einem Fluge angesetzt, der weit über diese Popularität in Leipzig und diese Beliebtheit in der Literatur hinausgehen mußte. Allein die Gemüthlichkeit zog ihn in dies traulich enge Schwalbennest nieder, wo man kaum die Flügel ganz ausbreiten kann. Zuweilen nur, in einsamen Stunden, oder in seinen Romanen aus böhmischer Vorzeit, regt es sich in ihm, wie in Erinnerung seines alten Heimathlandes, sein Geist erhebt sich mit einem Anflug von althuffitischem Troß und flammende Kühnheit bricht aus den Tiefen seiner so harmlos scheinenden Natur. . . .

Wie Leporello zu Don Juan, wie Wagner zu Faust, so gehört zu Herlossohn untrennbar eine Figur, die zu merkwürdig ist, als daß sie hier übergangen werden könnte. Seltsam, daß noch kein Skizzenmaler sie gezeichnet hat. Ich meine Marschall, Herlossohn's alten getreuen Famulus, Leibdiener und Hausintendanten. Der Mann ist ein Stück Altdeutschland, er stammt noch aus dem heiligen römischen Reich, hat zugleich mit Göthe den Feibzug in der Champagne mitgemacht und alle Entwicklungen Deutschlands von der Napoleonsbegeisterung bis zum Erwachen der Nationalität 1840 durchgelebt und, was nicht jeder große Mann von sich sagen kann, mit seiner Zeit gleichen Schritt gehalten. Er ist um achtzehn Jahre älter als Louis Philippe und Metternich, aber noch immer so feurigen Geistes, daß der „Freiheit Morgenroth“ von seinem Antlitz leuchtet. In politischen Dingen ist er ein wahrer Marschall Vorwärts. Was Wunder, daß der „alte“ Herlossohn diesen wirklich alten Mann mit einer gewissen Pietät behandelt, wie etwa ein Familienerbstück, wie eine ehrwürdige alte Stockuhr, wie einen Großvater. Marschall dagegen würde an dem Tage, wo er sich von Herlossohn trennen sollte, innerlich zusammenbrechen, er würde aufhören zu sein. Sein gravitatischer Gang schon verkündet, daß er stolz und glücklich ist in dem Bewußtsein, Herlossohn anzugehören. Er steckt voll alter Geschichten und Schnurren und die Sicherheit und Würde, mit der er spricht, zeigt sowohl von dem Reichthum seiner historischen Erfahrungen, wie von dem tiefen Blick, den er in literarischen Dingen besitzt. Junge Schriftsteller, die seinen Herrn besuchen, behan-

velt er mit großem Wohlwollen und unterstützt sie mit guten Rathschlägen; denn er kennt das Herz der Buchhändler und hat die Nieren der Drucker geprüft. Moliere pflegte seiner Köchin seine Manuscripte vorzulesen. Damit behelligt Herloffsohn seinen Marschall nicht; wohl aber hält er seine Monologe vor ihm. Ergötzlich ist es dann und rührend, den Alten zu sehen, wie er in völlig unmilitärischer Stellung am Tisch lehnt und das braune, feucht zitternde Auge unverwandt auf seinen Herrn gerichtet hält; bei jedem guten Einfall Herloffsohn's ein seliges Schmunzeln, ein beifälliges Nichern, ein bedeutames Kopfschütteln. Sein Antlitz wäre die passendste Bignette für den Kometen sowohl wie für den Morgenstern; und jedenfalls würde seine ausdrucksvolle, begeistert glühende Physiognomie auf diese Weise verewigt, wenn er selbst sich nicht diese Ehre verboten hätte. Aber Nichts gleicht der erhebenden, festlichen Freude, mit der er die erste Nummer des „Morgenstern“ in die Welt trug. Seine Stimme bebte vor innerer Rührung, sein weißes Haupt zitterte vor Wonne, dies noch erlebt zu haben. Es war ihm, als hätte er diesen Tag ein Enkelkind aus der Taufe gehoben. Dies ist Marschall, der treue Diener seines Herrn und der Literatur. Es ist nicht mehr als billig, daß, wo der Morgenstern aufgeht, auch seiner gedacht wird.

 II.

Revue der Presse.

Die griechische Revolution und die deutschen Zeitungen. Ein schadenfreuher Leser könnte sich an den Windungen und qualvollen Schwankungen laben, mit welchen unsere Journale über die Klippenvollen Thatsachen in Athen sich aussprechen. Die norddeutschen scheuen sich es frei auszusprechen, wie Ausland hier wieder einmal sein Spiel nach seiner bekannten Weise getrieben; die süddeutschen Blätter wollen nicht das Bekenntniß ablegen, daß dieses Mal das bis zum Uebermaß geschmähte Frankreich eigentlich der aufrichtigste Freund des so hart geprüften jungen Königssohns gewesen und daß eigentlich das Mißtrauen, welches man ihm von Hause aus gegen Frankreich einflößte, große Veranlassung zur Entwicklung des gegenwärtigen Dramas gab. Das bedeutendste und aufrichtigste Urtheil über die griechischen Ereignisse gab die Revue des deux Mondes. Die meisten deutschen Journale haben dieses Urtheil im Auszuge wiedergegeben; aber Eine Stelle haben Alle ausgelassen, und wir wollen dieselbe daher hier gewissenhaft nachtragen. „Das

Nachtsgefühl! — sagt die erwähnte Revue — „gebietet uns, es auszusprechen, daß die letzte Revolution nur eine Folge jener Fehler war, welche die Regierung des Königs Otto sich zu Schulden kommen ließ. Welch sonderbares System! Eine Constitution war den Griechen versprochen, und eine junge Regierung, eine Regierung von gestern, eine Regierung ohne Kraft, ohne Antecedenzen, ohne Ruhm, bildete sich ein, seine Versprechungen unerfüllt lassen zu dürfen! — Preußen hat die Constitution, die es den Männern von 1814 versprach, nicht gegeben! — Der Vergleich aber wäre gar zu sonderbar. Man bedenke doch die engen Bande, die durch Glück und Unglück zwischen dem preussischen Volke und seinem alten Könige sich geknüpft hatten. Ueberdies, wenn Friedrich Wilhelm seinem Volke die Constitution verweigerte, so vorenthielt er ihm darum doch nicht eine gute Regierung, eine thätige, ökonomische, aufgeklärte Verwaltung. In der That ist Preußen eins der am besten regierten Länder der Welt. Was Preußen fehlt, das sind Garantien, die Garantie des Guten, welches es bis jetzt besitzt. — In Griechenland umgekehrt, verweigerte man die Constitution und regierte gar nicht, dies ist noch die höflichste Art, um auszudrücken, wie man regierte; das war denn doch zu viel!“ Warum haben die deutschen Blätter eine für Preußen so schmeichelhafte Stelle ausgelassen?

Zur Charakteristik der Oppositionspresse. Klar und bezeichnend schildert ein Artikel der deutschen Allgemeinen die zwei Richtungen der preussischen „Oppositionspresse.“ Er zieht einen scharfen Strich zwischen den philosophisch-radicalen Schriftstellern und den historisch-liberalen. Als Beispiele derselben führt er die von Buhl projectirte (von der Censur bekanntlich größtentheils verhinderte) „Berliner Monatschrift,“ und die von Wöniger bereits wirklich begonnene Monatschrift „der Staat“ an. Jene will „allen bisherigen Erfahrungsformen den Krieg ankündigen;“ sie verhehlt sich's nicht, daß sie vor der Hand dem Volke selbst ganz unverständlich bleibt; „es sollen zunächst nur die Sympathien der kleinen Gemeinde Freiheitsfähiger in Anspruch genommen werden.“ Ganz im Gegensatz will die Wöniger'sche Monatschrift sich unmittelbar an die große Gemeinde aller Gebildeten wenden. „Die Publicistik!“ — heißt es im Prospectus — „steht auf dem Boden der praktischen Gegenwart, und in vernunftgemäßer Anknüpfung an das Bestehende werden wir besonnen, aber rastlos unsere Bahn verfolgen.“ — Wer sich keine Illusionen über die Macht des Schriftstellers und über den Stand der öffentlichen Meinung macht, der wird gestehen, daß die „historisch-liberale“ Presse (weil man sie nun schon einmal so benennt) der einzige Weg zur Erweiterung der

so beschränkten Freiheit ist, der wohl in Preußen noch ganz andere Dinge fehlen, als bloß „Garantien,“ wie die Revue des Deux Mondes meint. Die philosophisch-radicalen Presse verschüttet das Kind mit dem Bade. Indem sie die in der Nation so tief lebenden Ideen von Religion und Königthum bekämpfen will, bewaffnet sie die öffentliche Meinung gegen sich und verschafft der Censur, die solche Polemik unterdrückt, Sympathien bei dem großen Haufen, der zu kurzfristig ist, um einzusehen, daß das Haltlose keines Stosses von Außen bedarf und von sich selbst zerfällt. Nur wenn die Presse das vertritt, was in dem ganzen Volke sich regt, wenn sie demjenigen Worte leihet, was als Wunsch in der Gesamtheit der Nation und der Zeit lebt, nur dann wird sie zur Macht und erobert auf friedlichem Wege und doch unwiderstehlich.

Die Ansprüche der Verleger an die Journalredactionen. Vor Kurzem sprach Laube sich in seinem Blatte über die Zumuthungen aus, welche mancher Verleger bei Einsendung irgend eines zur Recension bestimmten Buches an die Redactionen macht. Einen neuen Beitrag zur Charakteristik der deutschen Verleger in dieser Beziehung liefert die Biebermann'sche Monatschrift in ihrem neuesten Literaturbericht, es ist darin folgende Kritik zu lesen: „Album für das Jahr 1843. Redig. von e. Kreise Studirender in Jena. Jena, Mauke. 13 $\frac{1}{2}$ B. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr. — Dies Buch ward der Red. von d. Verlags-handlung in Begleitung folgd. Zeilen eingesandt: „Wenn es gut recensirt wird, können Sie es behalten; können Sie nichts Gutes darüber sagen, so will ich das Exemplar zwar auch nicht zurück, bitte aber, lieber dann ganz still zu sein.“ Wir haben das Gr. zurückgeschickt, glaubten aber diese Anzeige uns selbst zu unserer Rechtfertigung, daß wir über das Buch kein Urtheil fällen, schuldig zu sein. Zugleich liefert dieselbe einen Beweis, welche niedrige Ansicht so mancher deutsche Verleger von den kritischen Instituten haben mag.“

III.

Theater-Notizen.

Der Director des neuerbauten Hamburger Theaters fordert in öffentlichen Blättern die dramatischen Schriftsteller Deutschlands zur Einsendung ihrer neuen Erzeugnisse auf, indem er ihnen nach Art der Franzosen eine „Tantième“ (ein Pflichttheil) zusichert. Das Ding klingt schön, ohne daß eben viel dahinter ist. Herr Maurice verspricht den Bühnendichtern die Hälfte der Einnahme (nach Abzug der Tageskosten) von jeder achten, zwanzigsten

und dreißigsten Vorstellung. Dies sind blos Ausnahmshonorare, die allenfalls den Uebersetzern zu Gute kommen werden, schwerlich aber dem ernstern, höher strebenden Originaldichter. In Paris, in der Stadt, die so groß wie manches deutsche Großherzogthum ist, da kann von einer zwanzigsten und dreißigsten Aufführung leicht die Rede sein. Bevor die ganze Stadt das neue Stück gesehen, muß dasselbe ein Duzendmal abgespielt werden. Aber in deutschen Städten? Allenfalls in Wien, in Berlin und in Hamburg kann ausnahmsweise eine oft wiederholte Aufführung solcher Art stattfinden. Wenn nun eins dieser Theater ein Großes zu thun glaubt, indem es die Hälfte der achten, zwanzigsten und dreißigsten Vorstellung dem Autor zahlen will — dann müßten verhältnißmäßig die Theater in mittleren Städten, wo so zahlreiche Wiederholungen unmöglich sind, gar nicht honoriren, ja in kleinen Städten müßte der Dichter dem Director noch herauszahlen. Unter Tantième versteht der französische Theaterdichter aber nicht etwa erst die achte Vorstellung, sondern den Antheil an jeder, von der ersten bis zur letzten. In der That gibt es kein schreienderes Unrecht, als was dem deutschen Theaterdichter zugefügt wird. Vom Director bis zum letzten Statisten bekommt jeder an jedem Abend den Lohn seiner Mühe. Schauspieler und Schauspielerinnen werden fürstlich bezahlt, nur der Dichter, der erste Künstler des Stückes, ohne den es weder Bühne, noch Directoren, noch Comödianten gäbe, er allein, der Haupturheber und Ernährer dieser ganzen Classe von Menschen, soll leer ausgehen. Und warum? Weil man auf seinen Ehrgeiz rechnet, weil die Herren Directoren und Hofintendanten „ein Geschäftchen“ mit dem Heiligsten, was die Brust eines Dichters bewegt, machen wollen. Der Mensch ist froh, wenn wir nur sein Stück geben — heißt es. Und sie setzen sich nieder, der ganze Troß vom Leiter bis zum Lampenputzer. Der reiche Director mit der üppigen seidenbedeckten (oder auch nicht sehr bedeckten) Schauspielerin, dem hochmüthigen Heldenspieler, dem gefeierten Intriguanten und wie sie alle heißen, die Götter des Abends, alle setzen sich nieder beim lucullischen Schmaus und lachen über den närrischen Dichter, von dessen Fette sie zehren, und werfen ihm großmüthiger Weise den Knochen zum Abnagen hin, die Hälfte der Einnahme der achten, zwanzigsten und dreißigsten Vorstellung — nach Abzug der Tageskosten! —

— Während der Director des Hamburger Theaters als etwas Neues die Tantième der achten Vorstellung zu erfinden glaubt, müssen wir bemerken, daß bei dem Hofburgtheater in Wien der Gebrauch besteht, daß der Dichter nach der fünften Vorstellung ein Extra-Honorar nachgezahlt erhält. Die Ho-

norarverhältnisse an dieser Bühne sind folgender Art: für ein Stück in Prosa, welches den ganzen Abend füllt, 300 Fl. Emze., für ein gleiches in Versen, 400 Fl. Emze. Nach der fünften Vorstellung, (die bei einem auch nur halbweg guten Stück nicht lange auf sich warten läßt) ein Nachgeschenk von 100 Fl. Uebersetzungen werden im höchsten Satz nur mit 200 Fl. Emze honorirt. Es ist also hier nicht der Fall wie in der Ankündigung des Herrn Maurice, wo es wörtlich heißt: Es kommt im Allgemeinen nicht in Betracht, ob das Werk Original oder Bearbeitung nach einer fremden Sprache sei, da der Schauspieldirector nur den praktischen Nutzen einer Bühnen=Arbeit zu würdigen berufen ist.“ Dies scheut sich nicht der Leiter eines der größten Theater Deutschlands frei anzukündigen. Und man will, das deutsche Drama soll aufblühen!

— Man schreibt aus Paris. Wenn das Glück sich einmal einstellt, so geräth Alles. Das Odeontheater in Paris, das mit der Lucretia von Ponsard so ungeheure Einnahmen machte, hat seitdem fast lauter glückliche Würfe gethan. So vor wenigen Tagen mit dem allerliebsten Lustspiel „früh oder spät.“ Die Handlung dieser dreiactigen Komödie ist einfach, aber reizend geschürzt. Herr Vermont glaubt nicht an das alte Sprüchwort: Jugend muß austoben. Er will für seine Tochter einen stillen, bescheidenen jungen Mann und keinen lustigen, mit tollen Streichen, wie sein Nefse Gustav einer ist. Darum wird Carl sein Schwiegersohn. Ist dies nicht ein sehr geringer Stoff für einen ersten Act? Aber im zweiten geht es schon besser. Gustav hat die Nichte des Herrn Vermont geheirathet, und nun sieht man die beiden Eheleute ganz umgewandelt. Carl ist den ganzen Tag außer dem Hause, um seinen Berufsgeschäften obzuliegen. Herr Vermont ist entzückt über diese Wahl. Aber bald kommen protestirte Wechselfchen, parfümirte Billet=Doux und geben Aufschluß über die Berufsgeschäfte, die der stille Carl außer dem Hause treibt. Gustav im Gegentheile ist noch immer der lustige Spaßvogel; aber seine Späße und Lustigkeit gehören seiner Frau, seinem Hauswesen, seinem Kinde. Herr Vermont ist trostlos über seinen Mißgriff. Glücklicherweise ist Carl nicht vom Grund aus verborben und hört auf die Vorwürfe von Frau und Schwiegervater. Gustav ist gutmüthig und praktisch genug, um die Verhältnisse Carl's zu ordnen, er mäkkelt mit seinen Gläubigern, verschafft seinen harrenden Schönen andere Liebhaber, gibt einem bedrohlichen Duell einen ganz andern Ausgang, als Herr Vereffin und Herr von Göler, und so schließt der dritte Act unter dem Lachen und Beifall des Publicums, das sich selber fragt, ist's besser, daß die tollen Streiche früh oder spät beginnen? —

Hoffentlich wird Friedrich Halm mit seiner Erklärung gegen den Correspondenten der deutschen allgemeinen Zeitung keinen Augenblick zögern. Was von ehrenhaften Männern in der Literatur sich befindet, sieht dieser Erklärung mit Spannung und Angst entgegen. Halm hat ob seines Glückes viele Neider und Feinde. Er zögere ja nicht, die boshafte Anklage niederzuschlagen. Alle, die Halm persönlich kennen, sind von vorn herein von der Haltlosigkeit des ausgeprägten Gerüchtes überzeugt. Wohlhabend, unabhängig in einer geachteten bürgerlichen Stellung (wenn man von einem Aedigen sich so ausdrücken kann) wäre nur ein Wahnsinniger zu einer so gefährlichen Handlungsweise fähig, die ärger als die Leidenschaft des Spielens, mehr als Vermögen und Geld auf das Spiel setzte: die Ehre, das ganze Lebensglück! Ent war in Oesterreich als vorzüglicher Aesthetiker bekannt, er war Halm's Lehrer, warum sollte dieser ihn nicht bei seinen Arbeiten zu Rathe gezogen haben? Weil man in Ent's Nachlassenschaft die Manuscripte der Halm'schen Stücke gefunden hat (und auch dieses muß sich erst bestätigen) muß darum Ent der Verfasser derselben sein? Wer, wie wir, die Verhältnisse in Wien nur etwas genauer kennt, hegt ohnehin gegen die ganze Nachricht gerechten Zweifel. Bei dem vollständigen Mangel an Deffentlichkeit wird dort ein Gerücht, namentlich wenn man es sich blos in die Ohren zischeln darf, bald mit den monströsesten Zusätzen bereichert. In einer andern deutschen Stadt schlägt der Beteiligte am nächsten Morgen den ganzen Tritsch-Tratsch mit einer einzigen Erklärung im Tageblatt oder im Stadtanzeiger nieder. In Oesterreich stößt eine solche Anzeige auf Censurhindernisse. So kommt leicht die verunstaltete Mähr zu Ohren eines nachrichtslustigen Correspondenten, der allenfalls das Fehlende aus eigner Phantasie ergänzt und die Nachricht frisch gebakken in eine Zeitung des Auslandes schickt. Die Anonymität schützt ihn vor Verantwortlichkeit; die Sache ist pikant — warum sollte er zögern? Man erinnere sich nur an die Nachricht, die vor Kurzem durch die deutschen Blätter ging: Oesterreich habe einen Agenten nach Hamburg geschickt, um einige Manuscripte der Hoffmann und Campe'schen Verlags-handlung vor dem Druck abzukaufen. Andreseits erinnere man sich an das Gerücht, welches von Spontini sagte, er habe die Vestalin von einem jungen unbekanntem Componisten erhalten. Spontini schrieb bald darauf seinen gewappneten Cortez, und bewies so unzweifelhaft seine Vaterschaft bei seinem ersten Kinde. Halm wird hoffentlich bald in einem neuen Stücke beweisen, daß der todtte Ent für seine Dramen nie gelebt hat. Aber so lange können wir nicht warten. Darum zögere er nicht und spreche sich aus. Der Umstand, daß Ent als Mönch sich den Tod gegeben, hat etwas so Phantastisches, daß dadurch die Einbildungskraft selbst wohlwollender Menschen erhitzt wird. Darum wünschen wir vor Allem, daß die Erklärung Halms klar und leidenschaftslos sei, damit der Schatten des todtten Priesters dem lebenden Dichter nicht zum Gespenste werde.